Der Brenner

Halbmonatsschrift für Kunst u. Kultur / herausgegeben von Ludwig v. Ficker

I. Jahr. Heft 2.

Carl Dallago: Nietzsche und — der Philister / Michael Laurin: Los / Ludwig Seifert: Morgen im Park / Franz Schamann: Der Indra / Arthur von Wallpach: Garda-Ufer / Richard Huldschiner: Die Heuschrecken (Schluß) / Mikael Lybeck: Müde Bäume / Max von Esterle: Karikaturenfolge II (Rudolf Greinz) / Fortunat: Karl Kraus.

Brenner-Verlag / Innsbruck.

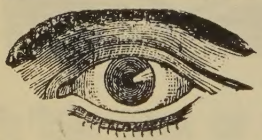
Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Sämtliche Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.



Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

I. Jahr. Innsbruck / Bozen / 15. Juni 1910. Heft 2.

Nietzsche und — der Philister / von Carl Dallago.

Ich habe ein Buch aus der Hand gelegt mit dem Gefühl eines unbeschreiblichen Widerwillens über all die sinnlosen Schmähungen gegen den großen Toten, die es für „Nietzsche's Bild" ausgibt. Aber sie treffen nicht Nietzsche, sie fallen auf den Verfasser zurück, dessen Art genug aufdeckend und gewiß nicht ihm zur Zierde. Wilhelm Fischer in Graz, so heißt der deutschösterreichische Pamphletist, versichert zwar, „eigene Art im Werke" zu bringen und etwas, „dem die Wahrheit nicht fehlen darf". Ich denke jedoch: es ist ein großer Haufen, der so sieht, es ist der Auszug eines großen Haufens, der nur das Äußerlichste in seiner Weise abschöpft und dabei noch an Wertbegriffen, die längst zu Schlagern wurden, hängen bleibt. Es ist außerdem etwas, dem gewiß die Wahrheit abgeht. Aber dieser große Haufe fühlt das nicht, — er regte und erregte sich bis jetzt auch nicht in einem Buche, — es mangelte ihm dazu aus Gründen, die Philistern eignen, bis endlich doch einer losging, vielleicht aufgestachelt von journalistisch-sozialen Freunden oder von Stimmungswallungen an Stammtischen, vielleicht mit Ausblick auf bessere Berühmtheit. Ich kann mir sonst die Tonart nicht erklären — diese oft sinnlos zuschlagende Tonart, die vor Anmaßung anwidert. Das Unfaire der Schreibart nimmt mir alle Möglichkeit, höhere Beweggründe anzunehmen, stellt doch das Buch Nietzsche's

ganzes Schaffen als Ausfluß seines „brennenden Ehrgeizes" hin und legt ihm lauter ehrsüchtige Motive unter. Und anstatt Nietzsche reden zu lassen, der eigentlich verhältnismäßig wenig — nur mit einigen Dutzenden kurzen Aussprüchen — zitiert ist, redet der Verfasser selbst *seinen* Nietzsche, ohne zu bedenken, daß damit *seine* Ohren — *seine* Abneigung und Enge, *sein ganzes Philistertum* in das von Nietzsche Gesagte hineintragen und dieses so oft in das Gegenteil verkehren. — Aber wie sollte jemand, der dem toten Nietzsche noch als „ein Hauptgebot des Pythagoras" die Weisung gibt: „sei gegen Niemand frech!" die Frechheit und völlige Unzulänglichkeit *an sich selbst* bemerken können!? — — —

So ließe sich das Buch zur Seite legen als etwas, das mit der eigenen Armseligkeit die Welt bereichern will. Aber da es mir ein Zeugnis abzulegen scheint dafür, wie Nietzsche sich ausnimmt in den Augen des *typischen Philistertums* — in den Augen eines großen — versteckt aller wahren Größe grollenden — Haufens, möchte ich versuchen, an der Tonart des Buches die Wesensart dieses Haufens zu beleuchten und sein Verhältnis zum großen *schöpferischen* Menschen — zum Genie. Es entschuldigt vielleicht mein Verweilen der Umstand, daß dieser Haufe immer da sein wird, daß er vielleicht oft noch *wie heute* die Öffentlichkeit besetzt hält und seine Art hineinstreckt bis in die ihm im Grunde ewig fremden und an sich ewig unerschöpften heiligen Begriffe von Religion und Kunst und auch von Wissenschaft, wo sie *echt* ist; aber dort ist sie nicht mehr nur *Wissenschaft*.

* * *

Das Buch tritt *richtend* auf, und wie alles, was unvermögend ist, richtet es über Menschen und Dinge umso bestimmter, je weniger es davon wahrnimmt. Es beginnt mit der Erforschung, ob Nietzsche „seine eigene Natur oder eine ihm fremde dargestellt hat" und folgert: *eine ihm fremde*, weil die Raubtiernatur „seiner eigenen Natur fremd gewesen", — weil er „seinem Ideale Caesar Borgia" im Leben nicht entsprochen habe. Nietzsche's Aus-

spruch: — „Denn ein Geschwür ist eine böse Tat, die redet ehrlich. Einem Pilze gleicht der kleine Gedanke, er wächst und der Leib morscht von ihm", — gäbe zwar eine Erklärung, wie Nietzsche es meint, wenn er Caesar Borgia ausspielt gegen die versteckte Kleinheit und Gemeinheit der Menschen. Aber das Buch erklärt diesen Ausspruch als Sophisma, wie alles, was Nietzsche geschaffen hat, sein soll: „ein Gewebe von Sophismen mit einem Fünkchen Wahrheit, das aber auch von der Umgebung, in die er es bringt, erstickt wird". — Ich bestaune das Gehörte — es gibt Fälle, wo man über Unglaubliches staunen kann — und muß der Stimme, die für die Stimmung eines großen Haufens gegen das schöpferische Genie solche Fassung fand, zunicken, etwa wie man einem sinnlosen Lärm zunickt, den man nicht dämmen kann. Ich lasse mich weiterführen vom Geschrei der Stimme, die zuweilen wie ein Bellen ist. Ich höre: „Eine Gewinnsuchts-, Machtsuchtsform ist die Tugend bei ihm und besitzt außerdem noch die magische Kraft, keine Schranken zu kennen, sich durch nichts binden zu lassen". In Wirklichkeit betrachtet Nietzsche Vorteilslosigkeit als den Sinn der Tugend. Er sagt: „Tugend, wie ich sie verstehe, — ist unvorteilhaft, unklug, sie isoliert"; was er auch den Moralisten und Tugend-Eiferern entgegen hält. — Es bringt mir ein wenig Verständnis für des Redenden Eifer und Geifer, davon das ganze Buch widerhallt. Und die Stimme verweist mit Abscheu auf Nietzsche's Naturerkenntnis als „Willen zur Macht" und ist bemüht, der Natur Äußerungen des Mitleids und des Altruismus anzuhängen, ohne zu bedenken, daß ein Verdorbenes da sein muß, die Anwesenheit dieser Begriffe erträglich zu machen. Mitleid: was sich das Philistertum darunter vorstellt? — Ein Herabsehen auf leidendes Geringeres von seiner Höhe. Eine Mitanteilnahme an fremdem Leide wie an einem kranken Hunde. — Das ewige Manko als Mensch — der ewige Mangel an Seelischem, der das Philistertum auszeichnet, wird niemals den Sinn des Mitleids als das das Dasein am meisten Gefährdende und Schädigende verstehen können, wie ihn Nietzsche verstand, der eben den Begriff Leiden in seiner Urtiefe erlebte, was dem Philistertum

ein Unmögliches ist. Erst das Versagen und Grauen des Philisters vor dem Begriff Leiden macht ihn dem Mitleiden so sehr zugänglich. Nietzsche hingegen bestimmt geradezu den Rang eines Menschen nach der Fähigkeit, Leid zu ertragen — Leid in sich aufzunehmen! So, daß das Leid nicht mehr das Triumphierende ist, daß es sich wandelt. Leid ist ewig; ihm nachgeben, mitleiden hieße: Leid ewig zur Herrschaft bringen. Aber auch Lust ist da, auch Freude ist ewig. Hier setzt Nietzsche ein und will das Leidende zur Mitfreude bringen. Das soll eine seiner ruchlosesten Taten sein! Und das Buch knurrt Nietzsche an von oben her, so von ganz oben: „Wenn du nur jemals das Leid gefühlt hättest, das jeder echte Dichter in seinem Wesen getragen hat. Du aber wolltest leidlos sein und warst nie ein echter Dichter". Hier fühle ich, daß auch Dummes, Enges, Hausbackenes ruchlos sein kann und wie diese Art Ruchlosigkeit den Philister verführt, sich als Dichter zu fühlen.

* * *

Das Geschrei des Buches will noch nicht verstummen. Der Vorwurf der Mitleidlosigkeit kehrt immer wieder. Mangel an Mitleid und Mangel an Herz: das sind die beständig hinausgeschleuderten Beschuldigungen, die das ganze Schaffen Nietzsche's entwerten sollen. Vielleicht ist unter Herz das „deutsche Gemüt" gemeint, das sich in Gaststuben mitträgt. Denn mit „Natur", „Ursprünglichkeit", „Wirklichkeit" scheint das Buch etwas zu verstehen, das den Begriffen Satzung, Herkommen, Sitte zum verwechseln ähnelt. Jedenfalls könnte des Buches Gebrauchsweise von ursprünglich, welche Eigenschaft es Nietzsche immer abspricht, viel treffender mit konventionell ersetzt werden.

Näher hingehört, entpuppt sich mir der Eifer, der da laut und überlaut wird, als Streiter für die Häuslichkeit des Bestehenden und ich finde den Eifer verständlich. Es mag in jedem Philister wie im ganzen großen Haufen die Besorgnis umgehen, im Abändern, Umwerten, Umwerfen des Bestehenden selbst mit umgeworfen und entwertet zu werden. Aber der Eifer darf nicht sinnlos werden. Er

darf nicht aus Tratsch, Gehässigkeit und unmöglich auf Nietzsche passenden Sätzen „Nietzsche's Bild" zusammenstellen wollen, wie es das Buch tut, das auf Nietzsche Herders Ausspruch anwendet: „Wenn's unglückbringende Menschen gibt, so sind es jene kokette, stolze, freche Menschen, die sich dazu berufen glauben, alles zu ordnen, ihr Bildnis jedermann aufzuprägen". — Das Buch, das von Nietzsche sagt: „Es fehlte ihm die Einheit des Wesens und damit die Bildung im tiefen echten Sinne". — Gegen Richard Wagner benahm er sich anfangs „sklavenhaft, und später so frech, daß es selbst der Wahnsinn nicht entschuldigen kann". „Immer hat Nietzsche's Natur etwas ursprünglich Sklavisches an sich." — Das Buch, das sich über Nietzsche berichten läßt: „Er war auch kriechender Windungen fähig", — „er war beifallslüstern, stolz, eitel, von maßlosem Ehrgeize", — „er selber hat an seine Genialität nicht geglaubt." Weiters: „Nietzsche war ein schwerkranker Mann", — (welchem Bericht die Stimme aus dem Buche aus Eigenem noch beifügt) „der die große Krankheit: den Irrsinn als Keim in sich trug. Und die Natur, die strenge und doch gerechte Mutter, läßt ihre Lieblingskinder, ihre echten, vom Genius beschützten Kinder nicht irrsinnig werden."

So eifert nur das aufgefütterte Philistertum. Man staunt gar nicht mehr über die Frechheit, weil man spürt, daß sie nicht bemerkt wird. Man spürt: Es ist etwas da, das dagegen blind, taub, abgestumpft ist. Aber das bleibt einem haften: wenn der Philister sich der Natur oder Gott nähert, wird die Natur — wird Gott selber ein Philister.

Aber das Buch weiß noch mehr. Es weiß: daß Nietzsche als Dichter nahezu alles Taugliche von Hölderlin übernommen hat, der es aber doch besser gemacht hätte.

Es weiß: „Nietzsche verspottet und verhöhnt Christus". In Wirklichkeit hat Nietzsche die Bedeutung, Reinheit und Hoheit der Persönlichkeit Christi außerordentlich kund getan und stellt sie noch zuletzt seinem Gotte gegenüber: „Dionysos und der Gekreuzigte". Es versucht Nietzsche als Shakespeare- und Goethe-Verächter hinzustellen und behauptet: „Er bekennt sich zu der Bacon-Theorie".

Ich finde: Daß Nietzsche die Bacon-Theorie unglaubhaft fand, daß er sich diese überhaupt nur erklären konnte damit, daß man den außerordentlichen Vorzügen Shakespeares als Kehrseite Eigenschaften Lords Bacon zutrauen könnte; daß außerdem Nietzsche Ausgezeichnetes an Verehrung und Erkenntnis für diese beiden Großen aufgebracht, und daß, wo er tadelt, es auch seinen Sinn hat. — Es sagt von Nietzsche: „Es ist die uneingeschränkteste Herrschaft des Verstandes, die er errichten will" und fürchtet doch zugleich davon Stärkung für die „tiermenschliche Natur", die „den Trieb hat, weder keusch noch gerecht zu sein". — Es bemerkt nicht, daß Nietzsche im Grunde eine lyrische Natur ist, und wie ungerecht und unkeusch in der Deutnng gegen Nietzsche „die verklärt rein menschliche Natur" ist, die es überall vertreten will. — Es spricht von der „seelischen Gesundheit, die Nietzsche nie besessen hat, sonst hätte er sie nicht verloren". Ich denke: es mag Dinge geben, die man nicht verliert; aber was man verloren hat, muß man besessen haben! — Es faselt: daß „die reine Menschheit" Nietzsche nie verzeihen könne, „daß er die Quelle des Lichtes, als welches sich jenes ungeschriebene Gesetz darstellt, verneint hat". Ich finde: das ganze Buch redet das Wort dem, nur zu menschlich unrein, vom großen Haufen geschrieenen und geschriebenen Gesetz, — und Nietzsche opferte sich seinem Erkennen — seiner Erleuchtung. Und was stünde näher der Quelle des Lichtes? An der „reinen Menschheit" zweifle ich nicht nur, sondern sage: zuerst muß eine da sein! Was aber die unreine Menschheit, (dazu ich auch die intellektische Philister-Menschheit rechne) nicht verzeihen kann, dürfte vielleicht Reinheit, — dürfte der reine Mensch sein. Das Buch zitiert in sechs Sprachen und ist bemüht, den Geruch von Bildung nach überallhin auszustreuen; man fühlt, daß die ungemein erfüllende Prägung „Bildungsphilister" Nietzsche aus dem Innersten heraus verübelt wird. — Es fürchtet von dem „aus kalten scharfen Begriffen zurechtgelegten Systeme" Nietzsches „das Schwinden des Herzens aus der Menschheit" und vergißt: daß das Herz auch der Sitz der Härte ist, — daß Härte auch Empfinden — auch Gefühl ist, und gerade bei Nietzsche

eine spätere, mehr erfahrene und verschlossenere Form von Güte ist. Verschlossen aus innerer Nötigung — zur Sicherung — um sich nicht vorzeitig aufzureiben — sich nicht zu verlieren. Aber das Buch ist völlig gütelos. Es trägt das typische Kennzeichen des Philisters: daß es sein Herz in der Hand hat. Es verweist somit das Herz in das Gebiet des politischen Intellektes.

Hier, wie immer wo der Philister prägt, ist Nietzsche, — sind wir Gegensätze: Uns hat eher das Herz in der Hand. Daher wir uns zuweilen nach Sicherung vor dem Herzen umsehen müssen, was der Philister nie nötig hat. Hier ergibt sich sogar eine Überlegenheit des Philisters. — So, als ein Überlegenes, rauscht das Buch auch überall sein Mitleid aus: „Der arme Hölderlin"! „der arme Nietzsche"! — „der arme Mensch unter seinem Kreuze"! Riecht das nicht abscheulich nach Verdorbnem? Es waren doch reiche — ja überreiche Menschen, von deren Reichtum auch der Philister nahm und noch immer nimmt. Geht einem hier nicht greifbar nahe der Sinn auf von der Notwendigkeit des Sichwehrens: „gegen den großen Ekel am Menschen, — gegen das große Mitleid mit dem Menschen", über welche Aussprüche der Philister so entsetzt tut? Geht einem hier nicht auch der Sinn auf für den andern Ausspruch Nietzsches, den der Philister als Verspottung ansieht: „die Art Hölderlin und Leopardi: ich bin hart genug, um über deren Zugrundegehen zu lachen." Sagt er nicht: ich bin hart genug, um über das Zugrundegehen von Meinesgleichen zu lachen — über unser Zugrundegehen — in solcher Umgebung? — Es krönt uns — es bezeugt unser Standhalten — unser Siegen!

(Schluß folgt).

Los / von Michael Laurin.

Du rennst und ruhst, vom Dasein eng umdunkelt,
und gleichst der Achse, die dem Rad vermählt:
bist Herz und Hirn, die Seele einer Welt,
die unerreichbar um dich kreist und funkelt.

Morgen im Park / von Ludwig Seifert.

Noch ruht der Park — o laß uns stille sein,
Gehorchen wir des Laubgangs leisem Winke,
Daß unsre Seele Morgenfrieden trinke,
Noch unverwirrt von grellem Sonnenschein!

Ich sehe deine Augen schweigend fragen:
Wenn nicht ein Trugbild all dies Gold und Grün,
Wo kam die schwere Traurigkeit dann hin,
Die mich beschattet seit Novembertagen? —

O laß uns glauben, daß von Kinderwonnen
Uns eine schwer-durchträumte Nacht nur scheide!
Wir waren gestern frohe Knaben beide
Und was uns quälte ist am Licht zerronnen!

Schon ahn' ich deine Seele leis bewegt
Vom Glücke einer ungebornen Zeit,
Ganz leise wie ein ferner Vogel schreit,
Der Wind sich wendet und ein Blatt sich regt ...

Der Indra / von Franz Schamann.

Vorbemerkung des Herausgebers. Anfangs September vorigen Jahres ist in Wien — erst zweiunddreißig Jahre alt — Franz Schamann einem schweren Siechtum erlegen. Die Gewißheit eines frühen Todes vor Augen, von Not und des Geschickes Mißgunst hart bedrängt, hat dieser geistig Unverzagte in fieberhafter Hast Werk auf Werk getürmt ohne Aussicht, der kaum behauenen Masse dieses elementaren und wuchtig konzipierenden Gesamtschaffens den entscheidenden künstlerischen Schliff geben zu können, geschweige

denn, Früchte dieses Schaffens zu genießen. In Berücksichtigung eines schon vor Jahren geäußerten Wunsches des Verstorbenen, mich einmal seines Nachlasses anzunehmen, bringe ich hier im Einverständnis mit der Witwe des Dichters zunächst einige Bruchstücke aus einem dreiaktigen Drama „Eine Tragödie", das im Mai 1903 in Innsbruck entstand und eines der eigenartigsten Stücke des dramatischen Nachlasses ist.

* * *

Zimmer bei Ludwig mit offenem Balkon im Hintergrund. Ausblick auf die Kalkalpen. Sonniger Nachmittag. Vom Garten her Vogelstimmen.

Richard (blickt wie verloren hinüber nach den Gipfeln.)

Ludwig: Also komm! (klopft in aufsteigender Ungeduld mit der Sohle im Takt auf den Boden.)

Richard: (wendet sich ihm langsam zu) Sag einmal, warum wartest du auf eine Gelegenheit, um mir die bewußte Geschichte zu erzählen?

Ludwig: Weil ich's dir so nicht sagen kann.

Richard: Familiengeheimnis?

Ludwig: Gegenteil; die Sache hat seinerzeit viel Staub aufgewirbelt.

Richard: Ich werd' ihr draußen nicht nachforschen. Komm, jetzt gehn wir. (Will gehen.)

Ludwig: (faßt ihn beim Arm, geht mit ihm an den Schreibtisch und steckt einen Schlüssel ins Schloß der Schublade.) Vor drei Jahren hatt' ich Edgar Indra zu Besuch.

Richard: (lächelt spöttisch auf) So so.

Ludwig: Was willst du damit sagen?!

Richard: Ich muß lachen, wenn ich an seinen letzten Wunsch denke: daß man ihn verbrennen und die Asche in den Indus streuen soll. (höhnelnd) Feiner Einfall!

Ludwig: Den Biß hättest du dir ersparen können.

Richard: Wie nennst du solche Regisseure?

Ludwig: Du kennst die Dinge nicht — sei ruhig. (gemäßigt) Über diesen Punkt kann ich dich übrigens nicht aufklären, weil ich's

selbst nicht kenn' — oder wenigstens nicht das glauben will, was der Glaube des Jndra war ... Er hat hier an seiner „Hypsikratia" geschrieben. Vier Akte waren fertig; da bittet ihn Papa zum Diner. Wir reden hin und her; der Jndra wird unmutig, weil er sich vor meinem Alten wie die Maus vor dem Kater vorkommt — er will schon fort, da fragt ihn der Alte, was ihn just im Leben des sechsten Mithradates so engagiert, daß er seine Kraft dem alten Fuchsen schenkt, den nicht einmal mehr die Gymnasiasten dramatisieren wollen? Der Jndra wird blaß, sagt, daß es mir wie Ätzung im Ohr brennt: „Ja — Gymnasiasten!" und will wirklich gehen. Die Elsa ist da gesessen — mit Augen ... (hebt die Faust) so. Da führt ihn mein Alter ab, wie du vorhin mich. Der Jndra war ein viel zu feiner Kerl, als daß er Unhöflichkeit dem eignen Schmerz vorgezogen hätte und — — — (schweigt; denkt nach — dann) Aus gewissen Zeichen — historisch-psychologischen Parallelen, will er zur Erkenntnis gekommen sein, daß -- (sieht den auf's Höchste gespannten Richard an) — du wirst lachen.

Richard: (ängstlich, gepreßt) Nein, nein ... Weiter, weiter!

Ludwig: Er will in seiner Vorexistenz Pharnaces gewesen sein, der seinen Vater dem Pompejus verraten hat. Um sein Verbrechen zu sühnen, wär' er schon so und so oft reïnkarniert gewesen, weiß ich als wer alles. — Jmmer hat er büßen wollen, was er am Mithradat verbrochen — und immer hat sich ein Hemmnis gefunden, über das er in die Verdammung zurückgestolpert ist.

Richard: (bang, dumpf) Daß er auch so empfunden hat.

Ludwig: (stutzt) Auch?!

Richard: Komm her. (ergreift Ludwigs Hand und hebt sich ein wenig, wobei er dem Freund hilfesuchend, eine Bestätigung seines Ahnens erwartend, starr ins Auge blickt) Hör': Meine Dramen: Agrippina, Klytämnestra und vom letzten hab ich dir noch nichts gesagt, weil ich mich davor fürchte und weiß nicht warum ... aber ich fürcht' mich vor ihr: — Semiramis! Diese Weiber und ... meine Mutter — — — du weißt ... (ängstlich, nervös, verzagend) Warum schweigst du denn?!

Ludwig: (als ob er sich aus einem Bann befreien und Richards Gedanken absichtlich lächerlich machen wollte) E — du Tepp! (gemäßigt) Wie kommst du auf diesen Gedanken?

Richard: Wissen wir, wie Ahnungen entstehen? Was sie bedingt? Ich glaub', es muß sich einmal in meinem ganzen Leben was ereignet haben, dessen Fernwirkung mich treffen wird, wie der Erdschatten den Mond im Weltraum einmal treffen muß! (läßt ihn los.)

Ludwig: (besorgt) Hast du das am End' auch der Elsa gesagt?

Richard: Nein. — Warum fragst denn?

Ludwig: Weil sie seit ein paar Tagen wieder wie ein Gespenst herumgeht. Das war damals gerade so! — — Sentaspielerei! Ich bitt dich, sag ihr kein Wort davon.

Richard: Kannst ruhig sein. Wie ist's damals dazu gekommen?

Ludwig: (fällt in den Schreibstuhl und sinkt fast in sich zusammen.) Der Indra hat halt g'sagt, daß er wieder den Erdmenschen lebt; ihn lebt, um zu büßen. Er hat seine Eltern bald verlassen. Er hat sie nur als Mittel für sein Sühnewerk betrachtet. „Sie haben Ihren Schopenhauer mit Gewinn gelesen", sagt mein Alter. — „Ich habe keine Zeit für Narrenschmöker." — „Narrenschmöker?" fragt der Papa. „Jeder Pessimist ist ein Narr!" — „Ja, was sind denn Sie, wenn nicht Pessimist?" — — Da hat ihm mein Vater eben nicht mehr folgen können; da sind zwei Leute gesessen, die sich nicht verstehen konnten. . . Ihre Blicke werd' ich nie vergessen; ins Leere schaut man anders, als die Zwei sich ang'schaut haben. — — — Es wird fürchterlich ungemütlich — da platzt meine Mutter mit Sticheleien hinein und wirft so hin: „Sie haben mit mehr Glück als Zartgefühl die Wahl Ihrer Eltern getroffen." Der Indra will was Heftiges sagen, da schaut er die Elsa an und — wie könnt' ich dir das beschreiben? — fesselt den Blick meiner Mutter und lenkt ihn auf das Mädel; dann sagt er einfach: „Was ich sehe, gibt mir Recht darin."

(Pause)

„Doch haben alle Dinge einen Januskopf." Und einmal bei Schillerbildern, bleibt er drin und meint: wenn die Weltgeschichte Weltgericht ist, so muß doch jedes Urteil endlich verjähren; und wenn es nicht verjährt, wenn's wie ein abgeschossener Pfeil die Ewigkeit durchfliegen sollte, es muß doch einmal aufgehoben werden können, der Pfeil muß seine Scheibe treffen. Nur muß die Menschheit dann auch sagen: Jetzt sitzt er und hat sein Ziel gefunden: das alte, das Vorurteil ist kraftlos geworden, Pharnaces ist entsühnt.

Richard: Don Quixote!

Ludwig: Du mußt das anders verstehen: bis heute ist er ja der Don Quixote.

Richard: Solche Kämpfe führt man innen aus.

Ludwig: Ja — Indra aber will die Menschheit lehren; die schreibt die Weltgeschichte, nicht sein Inneres. — Es kommt nur darauf an, ob sein Bußgedanke der Richtige ist. . . Vor drei Jahren war er dran, dem Mithradat ein Denkmal zu errichten, wie es noch keinem Menschen gesetzt ward: die „Hypsikratia". Der Inhalt seines Werkes sollte den Pharnaces-Indra richten. . . (schweigt; sodann beklommen, leise). Kein Charops ist so gesunken und kein Perperna hat so Gräßliches begangen, wie dieser Sohn in seinem Werk am Vorvater begangen haben wollte — kein Herz war so zerrissen wie das seine. . . Und doch ist alles umsonst gewesen, sein Bußgedanke, schreibt er mir, war nicht der richtige.

Richard: Wie hat er das erkennen wollen?

Ludwig: Im Unverstand der Übrigen.

Richard: Was war das?

Ludwig: (schweigt)

Richard: Elsa?

Ludwig: Ja — auch . . . Weißt, er war stärker, als es dir scheinen wird — Aber . . . (sucht nach einem Wort) . . . Es muß der größte Schmerz sein, wenn man den Menschen dort höhnt, wo er am tiefsten glaubt; wenn man ihn dort höhnt, wo ihm aus seinem Glouben der Daseinszweck entsprießt. Der Hohn allein hat ihn nicht umgebracht — er hat dann nur die „Hypsikratia" nicht

mehr vollenden können; sein Bußgedanke ist ihm daraufhin als ein verfehlter vorgekommen; und da er das momentane Dasein mit keinem neuen Gedanken füllen konnte, so war's verfehlt und seine Leiden waren nichts, umsonst.

(Stille)

Richard: Ja, aber sag' mir Ludwig, wie ist denn das alles gekommen?

Ludwig: Es ist ihm halt bei uns ungemütlich worden . . . Wer hat ihn denn verstanden? Mein Alter nicht, ich nicht — die Mama hat ihn gestichelt.

Richard: Und Elsa — ?

Ludwig: Wer kennt sich in dem Mädel aus? — (Macht einige Gänge durch das Zimmer; dann) Wir verabschieden uns von ihm; auch die Elsa reicht ihm die Hand, wie einem Fremden und fragt ihn noch vor mir und der Mama: „Wohin die Reise?" — „Nach den Euphratländern", sagt er. „Was dort?" „Vollenden, um mir zu leben." — Abends fährt er weg — und in der Nacht verschwindet die Elsa; sie ist über die Dachrinne geklettert. In der nächsten Bahnhaltestelle hat er sie erwartet. — Zufälligerweise war ein Kolleg' vom Papa in dem Nest; sieht die Zwei, schickt einen Boten an die Mama. . . Die ist gerade noch zurecht gekommen, um das Mädel zu retten.

Richard: Wovor?

Ludwig: Vor dem Tod.

Richard: (sieht hinaus)

Ludwig: Der Indra hat sich im „Aldranser Hof" einquartiert — kennst ja die Gegend . . . Außer der Luis vom Wirten kein Mensch da, mit dem du ein vernünftiges Wort reden kannst. — Dort hat er das Werk vorläufig beenden wollen. Es hat ihm aber nicht mehr gelingen wollen. — Er hätt' schon Hilfe gebraucht. . . So schreibt er meinem Alten einen Werbebrief um die Elsa — nicht weil aus der G'schichte mittlerweile ein Skandal geworden ist, von dem ihm die Postbeamten in Aldrans erzählt haben. . . Die Elsa

hat einfach tief auf ihn gewirkt. — Die Mama hat ihm geantwortet: Daß sie ihr Kind nicht für Vaterverräter so mühsam erzogen hat, das könnt ihm doch der gesunde Menschenverstand sagen, wenn er den hätte.

Richard: Ah!

Ludwig: Drauf hat er sich erschossen, und auf die Minute genau ist die Elsa in ein böses Nervenfieber gefallen. (öffnet die Schreibtischlade) Da — paar „Hypsikratia"-Fragmente.

(Pause)

Richard: Warum laßt du sie nicht drucken?

Ludwig: Weil s' mir gehören und — weil . . . Wenn ich 's drucken laff', so muß ich ein paar Zeilen dazu schreiben, damit der, der 's liest, den Zusammenhang hat.

Richard: A was!

Ludwig: Den Schöpfungszusammenhang, für die, die ihn verstehen wollen. . . Da aber müßt ich über's Astral-Devachanische schreiben, an das ich nicht glaub' (will die Blätter wieder verwahren).

Richard: (nimmt sie im selben Moment zur Hand, liest in steigender Begeisterung, die sich mit einemmal in einem einzigen Wort entlädt) Herrgott!

Ludwig: (betrübt) Der Papa hat genau so empfunden. Er hat die paar Seiten gelesen, noch einmal gelesen . . . und noch einmal . . . und ist nicht weggegangen von der Elsa ihrem Bett . . . Sein ganzes Leben lang ist uns sein Herz versperrt geblieben. Die Arbeit hat ihm keine Zeit gelassen, auch seine Kinder zu lieben . . . Er hat sein letztes Buch nicht beendet, wie ihn auch die Mama gedrängt und gedrängt hat. Er wollt nichts mehr davon wissen. Es ist ihm das Herz für uns Kinder endlich aufgegangen, und der Elsa hat sich's aufdrängen wollen. Der arme Mensch hat gefühlt, daß er an zwei Verunglückten die Schuld trägt; — den einen hat er noch retten wollen; dem einen wollt er schnell noch alles geben, mit seinen Schätzen an ersparter Liebe hat er der Elsa das Leben so reich versorgen wollen . . . es ist ihm nicht gelungen.

Richard: (wendet sich neuerlich gequält ab)

Ludwig: (nach kurzer Pause) Sie kann's noch immer nicht fassen, was der Papa in so kurzer Zeit alles nachholen wollte — sie ist hart geblieben. . . Da hat sein einstiger Lieblingsschüler Adolf um sie angehalten — — (heiser hauchend) Wie ihm dann der Adolf die Hand reicht, da küßt sie ihm der Papa — — — ! Und die Elsa — (erhebt sich rasch, als wollte er eine drückende Last abwerfen) Sie hat ihren Feind in ihm gesehn, und — (Schritte im Stiegenhaus) Geh' auf den Balkon; ich glaub', der Adolf kommt! (sperrt das Manuskript wieder ein und zieht den Schlüssel ab).

Richard: (faßt ihn heiß am Arm, blickt schnell in sein Aug' und will etwas sagen).

Ludwig: (fast froh) Hast du mir was von der Elsa zu sagen? Soll ich absperren?

Richard: (läßt ihn los, matt) Nein.

Die folgende Szene erscheint unter dem Titel „Adolf" im nächsten Heft.

Garda-Ufer / von Arthur von Wallpach.

Hoch überm Gold- und Lazuli-Geleucht
Der Wogen, drin des Himmels Tiefe spiegelt,
Im unbetret'nen Felsspalt, glatt und feucht
Vom Sickerwasser, jedem Fuß verriegelt,
Senkt von der Steinwand Krone, linienklar,
Ein Pfirsichbaum die Äste, überhangend
Wie einer Nixe seegrün Seidenhaar
Mit prallen, wangenroten Früchten prangend.

In jeden Lenz webt er sein blaßrot Blühn,
In jeden Herbst sein köstlich Früchtelocken;
Ob ihm der starren Ödnis wuchtend Glühn,
Zu Füßen ihm der Wasser Schwall und Flocken —
Und keine Hand bricht Blüte je und Frucht,
Doch tausend Augen labt ihr reich Verheißen,
Wie sie im Wellentraum vergessner Bucht
So nah und dennoch unerreichbar gleißen.

Die Heuschrecken / von Richard Huldschiner.

(Schluß.)

In dieser Nacht habe ich gesehen. Ich lag betend auf den Knien, da wich der Felsen meiner Höhle. Ich sah dich, wie du zusammensankst, Viridis, und von deiner Stirn tropfte das Blut in den Sand einer gelben Wüste. Aus jedem Tropfen aber erstand ein seltsam Gewimmel, das ich nicht zu deuten vermochte. Deine Augen waren offen und sahen mich an, daß ich schrie. Da rafftest du dich auf, todwund und offnen Auges und schwebtest dahin, schnell, daß ich dir kaum folgen konnte. Dein Weg ging durch blutig erhellte Nacht und Sandwüsten, und dein Blut fiel herab und wandelte sich in kriechend Getier, und wo ich schritt, da lebte es unter meinen Füßen; und es wurde immer mehr des Gewimmels, und als ich, das Herz in Angst versteint, gleich Loths Frau, zurücksah, da tat sich hinter mir, an der Stelle, wo du zum ersten Mal gefallen warst, ein schwarzer Rauch auf, und der Rauch breitete sich aus und stieß mit eckigen Schwaden, nicht anders denn eine Hagelwolke, in den roten Himmel hinein. Ich wandte mein Antlitz nach dir, aber du warst verschwunden, Viridis, und die Heuschrecken verschütteten mich.

Dies habe ich gesehen, und ich weiß es nicht zu deuten wenn nicht so: bin ich es, den du suchst, Herr? Hast du um mich deine fliegenden Scharen über dieses Land geschickt? Ich weiß nicht, ich weiß nicht . . . . .

Aber da am nächsten Tage der Himmel wieder schwarz war von ihrem Fluge, und mehr denn je die lichte Helle des Firmaments verdunkelt, da habe ich mich aufgemacht, habe mich draußen ober Girlan auf einen Feldrain gesetzt und gewartet. Und sie flogen über mir, eine Wolke des Herrn, ein schwärzliches Gewimmel, ohne Lücke für die Strahlen der Sonne nach Süden, gleich wie die Wasser der Etsch, bis ich endlich nach langen Stunden erkannte, daß das Licht des Tages unter ihrer dichten Decke abnahm und der Abend nahte. Da stürzten sie herab gleich einem Hagel und Wasserfall und bedeckten mich dicht, und ich konnte mich kaum regen unter ihrem Springen und Kriechen. Ich sprach zu ihnen: Bruder, sprach ich, was tust du da? Schwester, ich rufe dich bei deinem Namen! Was hat euch verblendet, daß ihr in Schwärmen zieht? Bin ich es, den ihr sucht? Seht, hier sitze ich und gebe mich euch preis.

Und es ließen sich immer neue Scharen nieder, daß mein Gewand schwer von ihnen wurde und meine Schultern sich beugten, und sie begruben meine Füße und bedeckten mein Haar, Gras und Stein verschwand unter ihrem Gewimmel, sie begruben mich bis zum Gürtel, und da ich mein Haupt still hielt, häuften sie sich auf ihm, regten leise ihre Flügel, krochen auf langen, dünnen Beinen sich wiegend über mich, fielen herab und gingen im Meer ihrer Genossen unter. Wehe mir! Da faßte mich ein unheiliger Zorn, ich schalt sie und redete gegen sie, gleich als seien sie vom Teufel besessen und böses Werk der Finsternis; hörten mich aber nicht an, krochen durcheinander, bewegten sich auf meinen Händen, als gäben sie sich vertrauend wie Kinder in meinen Schutz, und es war ein Knistern und Rauschen der unvernünftigen Kreatur, daß es fast schauerlich zu hören war. Wie aber die Sterne am Himmel hervorbrachen, wurde es Frieden in mir, und meine Hand glitt liebkosend über das Getier. Hier sitze ich und warte des Gerichts. Ihr, die ihr gottgesandt seid

mich zu strafen, hier sitze ich und gebe mich euch preis. Tut mit mir, wie es bestimmt ist! Aber sie taten mir nichts, ob sie mich auch bis zur Brust begraben hatten, und ob auch mein Haupt unter ihrer Last fast sinken wollte. Es war kein Mond am Himmel, und dunkel war es, daß die Berge kohlschwarz ragten, und daß ich nichts hören konnte, als ein leises heimliches Wogen rund um mich, ein unermüdliches, unendliches Kriechen und Nagen. Rings um Stadt und Dörfer hatten die Bauern große Feuer entzündet, wie in allen diesen Nächten, um mit Stotz und Kübel die Heuschrecken zusammenzuscharren und zu verbrennen. Aber wer will sich vermessen, ein Meer auszuschöpfen, das Gott über die Feste gegossen hat! Rote qualmende Feuer in Nähen und Fernen, mahnende Zeichen des eitlen Tuns der Menschen, Wehen des Nachtwinds, blinkende Sterne, Berge emporgetürmt gleich Wächtern des Tals, und um mich, auf mir, in den Falten meines Mantels, in den nie geschorenen Haaren meines Hauptes und Bartes, das leise knisternde Rascheln der langgliedrigen Boten Gottes! Ich warf mich hin, streckte mich lang aus auf meinem lebendigen Bett, versank gleichsam im bewegten Treiben eines Meeres, sie krochen über mich hinweg, türmten sich auf über mir, aber wie ich auch lag und mich ihnen gab, mit meinem Leben und mit meinem Leibe, und Abschied nahm von den Sternen — mein Antlitz scheuten sie und taten mir nichts. Am Himmel stand ein roter Schein, eine feurige Helle, nach Mitternacht fielen Sterne, Funken von den Strahlen, die um Gottes Haupt in alle Welten leuchten, in den Dörfern schlugen die Glocken an, weit in der Ferne rauschte die Etsch, ich hörte das Brüllen der Kühe in den Ställen, und um mich wogte unermüdlich das Meer; ich aber sank nicht unter, ich trieb auf seiner Oberfläche dahin wie ein Schiffbrüchiger, wie ein Mann, den im Gottesgericht das Wasser emporhebt und nicht in seine Tiefen hinabziehen will.

So lag ich Stunde auf Stunde und betete und wartete meines Endes. Aber als das erste Morgengrauen die Berge aus ihrem Dunkel weckte und grau und kalt aus der Nacht emportauchen ließ, da kam eine drängende Bewegung in das Getier; die ersten flogen

schwirrend auf, und andere folgten, und viele erhoben sich, und hier und dort wurde braun und kahl gefressener Boden frei, ein Stein, ein Weizenfeld, ein Acker, eine Rübenpflanzung, ein Pfirsichbäumchen, das die schwere Last niedergehalten hatte; wie Rauch stieg es aus den Wiesen empor, und als die Sonne hinter den Zackengipfeln im Osten sich hob, da lag ich frei auf kahlem Feld, und über mir war wie ein Sturmwind, der nach Süden zieht, die wimmelnde Wolke der Heuschrecken. —

Herr, ich knie vor meiner Höhle und geißele meinen Leib, den du verworfen hast. In den Kirchen läuten die Glocken, und über mir ist das Dunkel, das du ausgesandt hast. Was ist dein Wille? Ich verstehe nicht, ich verstehe nicht .... Die Not deines Volkes ist groß, es ist kein Ende abzusehen, viele müssen sterben, die vielleicht schuldlos sind; denn nicht alle hat die Sünde umgarnt. Manche leben dahin wie Kinder und freveln nicht wissentlich; manche haben Buße getan und bereuen; manche auch sind strafbar vor dir und lästern deinen Namen, ich weiß, ich weiß; aber wenn nur einer ist, der nicht gesündigt hat und dich erkennt, so nimm deinen schwer lastenden Grimm von diesem Land .....

Müde Bäume / von Mikael Lybeck.

Nacht, die erharrt wir, lang erharrt, laß brausen
das Dunkel rings um unsre Kronen dicht!
Der Sturm ruht nicht,
die Wellen legen sich nicht —
kein Morgen erwartet uns,
die wir am Abgrund stehn, weit draußen, oh weit draußen!

Brich unsre Stämme, Sturm, und brich den schwersten,
der Wurzeln Widerstand in alter Erde!
Die Nacht verrät es nicht,
die Wellen legen sich nicht —
kein Morgen erwartet uns,
nur dies: zu bersten, nicht zu beugen uns ... bloß bersten!

Ihr Wellen, wühlt den Grund auf, daß sich weiten
die Gräber uns, daß groß wird unser Fall!
Einst wird der Sturm verstummen,
einst wird die Nacht sich lichten —
doch unser harrt kein Morgen,
da wir zu müd, im Sturm zu stehn, gen Sturm zu streiten!

Ein Symbol für das Los der finnischen Bevölkerung / aus dem Schwedischen übertragen von Lorenz Luguber.

(gez. von Max v. Efterle.)

Rudolf Greinz — die Marke „Tirol“.

Karl Kraus / von Fortunat.

Es gehört heute kein Mut mehr dazu, sich an ihn heranzupürschen und eine Salve der — Anerkennung auf ihn abzufeuern. Wie ehedem kein Mut als höchstens der zur Lächerlichkeit dazu gehörte, sich seiner herausfordernden geistigen Physiognomie mit Brachialgewalt zu nähern. Man hat eben diesen kapitalen Revierschädling durch ein Jahrzehnt Totschweigehetze nicht zur Strecke gebracht. An ihm, dem unnahbaren Mitten-unter-uns, an dieser aggressiven, selbst nicht anzugreifenden Realität höchster Entrücktheit, die wie ein drohender Spuk in das eitle Echauffement des Tages ragt, hat sich die sechste Großmacht als eine kapitale Ohnmacht erwiesen, als ein fünftes Rad am Siegeswagen geistiger Kultur, und nun, da sich dieser Defekt nicht mehr bemänteln läßt, scheint es beschlossene Sache zu sein, ihn „gelten" zu lassen und seinem Wirken, das sich dem verzuckerwässerten Gepräge unseres öffentlichen Geisteslebens wie ätzende Säure eingebrannt hat, eine „Gerechtigkeit" widerfahren zu lassen, nach der kein Hahn mehr kräht. Aus Furcht, rückständig zu erscheinen — aus der Witterung eines Verdachts heraus, den die führende Presse stets aufdringlich zu unterdrücken bemüht ist — soll nun die Taktik offenbar geändert, soll die Sperre möglichst unauffällig aufgehoben werden. Mit einem Wort, man hat das etwas leidige Gefühl: Karl Kraus dringt durch. Und kann den lästigen Eindruck solcher Wahrnehmung nur durch die Erkenntnis ihrer tieferen Belanglosigkeit abschütteln. Denn schließlich — sind auch die Zeitungsstimmen noch zu zählen, die diesem „schriftstellerischen Temperament" versuchsweise liebkosend über die Schnauze fahren — es besteht auch weiterhin keine Gefahr, seit diese beherzte Bestie durch das demütig stolze Sebstbekenntnis, die Gefahr des Wortes sei die Lust des Gedankens, sich jene prachtvolle Blöße gegeben hat, an der sich neuerdings manch öliger Intellekt, halb züchtigend und halb begütigend, auf jeden Fall voll Anbiederungskourage reibt und aufreibt — neugierig, was dabei herauskommt. Es kommt eben nichts heraus. Am allerwenigsten der Karl Kraus.

Denn der ist nachgerade dem geläufigsten Zeilenjäger geistig außer Schußweite geraten. Was verschlägt es da, ob Liebe oder Haß oder — was hier am häufigsten zutreffen dürfte — aus beidem eine explosive Mischung nutzlos um ihn verpulvert wird. Ein bischen Schall und Rauch, der Rest ist — Nachsehen.

Und doch, man kann nicht ohne einiges Mißtrauen einem journalistischen Entgegenkommen zusehen, das aus der Not eine Tugend und aus einer geistigen Potenz, deren schöpferische Spannweite kaum noch abzumessen ist, allzu voreilig und konziliant einen Wortkünstler, einen glänzenden Stilisten, kurz einen „Schriftsteller" mit funkelnden Epitheta machen will. Erst totzuschweigen, dann lebendig zu reden in jener nicht minder mörderischen Art, die jeden Nagel auf den Kopf treffen will — fürwahr eine verdächtige Methode! Falschmünzermethode, mag sie's auch noch so „ehrlich" meinen. Gewiß, dieses Selbstherrlichen und Selbstverherrlichers Bild ist auch innigerem Verstehen nicht immer in den wesentlichen Zügen offenkundig; wie mir scheint, vor allem deshalb, weil eine so beispiellos vexierende Aug' in Aug'-Wirkung davon ausgeht, daß es schwer fällt, es in jene abgekühlte Distanz zu rücken, die zum Erfassen eines großen Umrisses nötig ist. Es scheint, daß die geistige Leidenschaft dieses „frivolen" Störenfrieds allen — Empfänglichen wie Unempfänglichen — zu brüsk, fast vergewaltigend, an den Leib gesprungen ist. Und was die geistig interessierte Öffentlichkeit ihm nicht verzeihen kann, ist, glaube ich, dieses: daß er nie zur leicht zu rubrizierenden und im Grunde ungefährlichen Sorte der Himmelsstürmer ins Blaue hinein gehört hat, sondern als ein handfester, fast pedantisch emsiger Fassadenzertrümmerer begonnen hat, der — nie zu Tages-Fragen, immer nur zu Tages-Ereignissen Stellung nehmend — das wahrhaft niederträchtige Werk zustande brachte, die Welt voll leeren Grauens bloß zu legen, die sich hinter dem dekorativen Verputz unserer traditionellen Fortschritts- und Grundfesten-Pathetik verbirgt. Diese mutige, ursprünglich vielleicht nur übermütige Niedertracht erschien zu grandios fundiert, als daß sie mit der Etikette nihilistischer Zerstörungswut hätte versehen und abgetan werden dürfen. Und in der

Tat, wer es im Anbeginn nicht fühlte, der darf es sich heute eingestehen, da aus dem Chaos dieses verstörten Weltbilds längst eine Kraft sich aufreckte, stark und schöpferisch genug, sich ein neues Weltbild zu erzeugen. Heute, da die Schätze einer zehnjährigen kulturellen Schürfarbeit, dem Tagesschutt enthoben, aller Welt offen liegen („Sittlichkeit und Kriminalität" — „Sprüche und Widersprüche"), kann es getrost ausgesprochen werden: daß nämlich dieses publizistische Phänomen, das Karl Kraus heißt, nicht zu erlesen, nur zu erleben ist, indem es eine geistige Bekanntschaft vermittelt, die man erst tief erlitten haben muß, ehe man das Recht hat, sich ihrer zu erfreuen. Wer dazu fähig ist, der weiß, daß seiner oft paradoxalen Ironie kein spielerischer Trieb, sondern die Dämonie einer geistigen Trunkenheit zu grunde liegt, die — aller Weitschweifigkeit abhold — es verschmäht, sich Problemen von täglich wechselndem Ewigkeits-Kurswert an die Rockschöße zu hängen, sondern erdensicher eine Tyrannis ausübt, deren suggestiver Gewalt wir gleichwohl kaum erliegen würden, wenn sie nicht selbst von einer Zucht des Denkens beherrscht wäre, die in unseren Tagen schöngeistiger Exzessiersucht und zerebraler Bildungsvöllerei geradezu asketisch anmutet. Und wer sich dessen erst zutiefst bewußt geworden (und die es wissen und davon Zeugnis geben, sind immerhin bereits auch eine stattliche Gemeinde), der mag sich lächelnd am Schauspiel einer verlorenen Liebesmühe weiden, dessen Tragikomik darin gipfelt, daß es sich anschickt, diesen wahrhaft eigensinnigen Geist, der aller Art Tagesgelichter als ein schmerzhaftes Gestirn aufging, als eine „blendende" Erscheinung hinzustellen.

WERKE VON RICHARD HULDSCHINER.

Die stille Stadt. Roman. Geh. Mk. 3·—, geb. Mk. 4·—.

Arme Schlucker. Novellen. Geh. Mk. 3·—, geb. Mk. 4·50.

Einsamkeit. Die Geschichte eines reinen Toren. Geh. Mk 2·—, geb. Mk. 3·—.

Fegefeuer. Ein Roman aus den Bergen. Geh. Mk. 3·—, geb. Mk. 4·—.

Das adelige Schützenfest. Geh. Mk. 3·—. geb. Mk. 4·—.

Starkenberg. Roman. Geh. Mk. 3·—, geb. Mk. 4·50.

Verlag von Egon Fleischel & Co.

WERKE VON FRANZ SCHAMANN.

Liebe. Eine dramatische Skizze in vier Akten. — Wiener Verlag, Wien 1901.

Mährische Geschichten. Eine Novellensammlung. — Österr. Verlagsanstalt, Linz, Wien, Leipzig 1902.

Überwinder! Bühnenwerk. — Julius Werner, Leipzig 1903.

Passion. Tragödie in vier Akten. — Julius Werner, Leipzig 1903.

Aïda. Ein Novellenband. — M. Braunschweig, Wien und Leipzig 1909.

Die Nachwehen. Ein Roman aus Österreich. — München und Leipzig, bei Georg Müller 1910.

WERKE VON ARTHUR VON WALLPACH.

Im Sommersturm. Gedichte. Satanas. Nach dem Italienischen des Giosué Carducci. Verlag Schuster & Löffler, Berlin.

Sonnenlieder im Jahresringe. Heidnische Gesänge aus Tirol. Verlag Georg Heinrich Meyer, Leipzig und Berlin.

Kreienfeuer und Herdflammen. Neue Gedichte. Oesterr. Verlagsanstalt, Linz, Wien, Leipzig. Geh. K 2·40 (Mk. 2·—), geb. K. 3·60, (Mk. 3·—).

Sturmglock'. Gedichte. Oesterr. Verlagsanstalt, Linz, Wien, Leipzig. Preis derselbe.

Tiroler Blut. Gedichte. Bei Georg Müller, München u. Leipzig.

WERKE VON KARL DALLAGO.

Gedichte. E. Piersons Verlag in Dresden. Broschiert Mk. 2·50, gebunden Mk. 2·—.

Ein Sommer. Liederreigen. Verlag von E. Ebering, Berlin. Gebd. Mk. 2·—.

Strömungen. Neue Gedichte. Tiroler Verlag, Innsbruck. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Wintertage und Anderes. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·25, geb. Mk. 3·—.

Spiegelungen. Ein lyrisches Album. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Der Süden. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—, gebd. Mk. 3·—.

Erich Tagusen oder Kinder des Lichts. Ein lyrisches Drama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Neuer Frühling. Ein Gedichtbuch. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 2·—.

Geläute der Landschaft. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Verlag von H. Dege, Leipzig. Brosch. Mk. 3·—, gebd. Mk. 4·—.

Die Musik der Berge. Künstlerdrama in drei Aufzügen. Verlag von Hermann Dege, Leipzig. Broschiert Mk. 2·—.

Ein Mensch. Ein Roman in Bildern. Axel Junker, Verlag, Berlin. Brosch. Mk. 2·50, gebd. Mk. 3·50.

In Vorbereitung: Das Buch der Unsicherheiten.